

Wie gestalte ich den Schabbat?

Für Schabbat, 14. September
Wochenabschnitt „Ki Tawo“
(V. B. M. 26, 1—29, 8.)

I. Dieser Oneg Schabbat gibt uns Gelegenheit zu einer Würdigung des verstorbenen Oberrabbiners Abraham Jizchak Kuk. In der jüdischen Presse dieser Tage ist Material enthalten, das sich verwerten läßt. Eine systematische Darstellung seines Schaffens und seiner Ideen findet sich in der vom Misrachi herausgegebenen Zeitschrift „Zion“, Jahrgang VI, Nr. 2—5, von Dr. S. Schlesinger. Eine besondere Rolle spielt in diesem System die jüdische Seele, die nach Kuks Auffassung auch der Unfromme in sich bewahrt hat. „Wenn der Funken, der in ihr noch glimmt, gepflegt wird, kann er erweckt werden zur heiligen Flamme.“ Diesen Standpunkt begründet er halachisch und er fließt nicht etwa aus einer besonderen Liebe zum jüdischen Menschen, einer „Ahawat Jisrael“.

Im Gegensatz zu vielen Thoragelehrten stand Raw Kuk der Hebräischen Universität Jerusalem wohlwollend gegenüber. Er hielt auch die Weiherede bei ihrer Eröffnung.

II. Unsere Sidra erzählt von dem Darbringen der Bikkurim zur Zeit des Tempels und von dem Bekenntnis, das jeder, der die Erstlinge brachte, abzulegen hatte. Es kommt dort die historische Verbundenheit jedes einzelnen mit den Uranfängen seines Volkes klar zum Ausdruck. Dieses Fest kann im neuen Erez Israel seine Auferstehung feiern. Nach Haifa kommen die Vertreter aller Siedlungen mit ihren Früchten und dem Erstertrag ihrer Ernte, deren Erlös dem KKL zufließt.

III. Die „Tochacha“, die Strafanzeige aus dem III. B. M., ist in unserem Wochenabschnitt wiederholt. Gegen Ende der Thora wird also noch einmal klargemacht, daß Segen und Fluch abhängig sind vom jüdischen Volk selbst, das es in der Hand hat durch Erfüllung seiner ihm gestellten Aufgabe, sein Werk zu segnen.

Als *Haftarah* wird Jesaja, Kap. 60, 1—22 gelesen. I. E.

Perez als Erzähler

Wir wollen einmal einen Blick in die jiddische Literatur und auf ihre Träger werfen und versuchen, den Weg, den einer ihrer originellsten Köpfe gegangen ist, zu verfolgen. Dabei wollen wir aber nicht in den Irrtum verfallen, langatmige literargeschichtliche Gespräche zu führen, sondern an Hand einer Geschichte, die wir uns auswählen und dann lesen wollen, die Welt des Dichters und seiner Helden, die an Eigenleben und Eigenständigkeit reiche Welt des Ostjudentums kennen lernen.

Perez war einer derjenigen, der diese Welt uns wieder zurückgegeben hat. Er hat sie für uns wieder entdeckt und uns ihre Größe und Schönheit schauen lassen. In seinen chassidischen und volkstümlichen Geschichten hat er sich uns als der wahre Meister gezeigt. Er hat eine alte Welt zu neuem Leben erweckt, sie vertieft und abgeklärt. Diese Welt ist die des Chassidismus.

Wir tun gut, in diesem Zusammenhang uns über das Wesen dieser eigenartigen Bewegung zu unterhalten. Wir wissen, daß zu einer späteren Zeit diese Erneuerungsbewegung an Reinheit und Tiefe verloren hat und um die Mitte des 19. Jahrhunderts bereits im Niedergang begriffen war. Sie artete bald in tiefsten Aberglauben aus. Perez sah hinter dieser dicken Schale eines fanatischen Aberglaubens tiefe Ursprünglichkeit und unendliches Licht. Von da schlägt ihm, dem ewig Suchenden und Ruhelosen, ein Quell der Begeisterung und der inneren Wärme entgegen. In der mystischen Verklärung sieht er die wahren Kräfte des Volkes, in der reinen, unbeirrten Gläubigkeit sieht er seine Größe und Tiefe.

Und so geht er auch an seine Geschichten heran. Nehmen wir z. B. die wundersame Erzählung „Die Kabbalisten“ und lauschen auf den besonderen Ton, der uns von da herüberklingt. Was für eine eigentümliche Welt offenbart sich uns da, welche unheimlichen Kräfte wirken dort und erhalten all die Innigkeit und Schönheit jüdischen Lebens! — Es ist das vertraute, weltverlassene ostjüdische Städtchen, mit seinem Bet- und Lehrhaus, mit seiner unsagbaren Armut

Aus dem Reich

Von unseren Berichterstattern

Elbing. In der Synagoge fand im Rahmen des Gottesdienstes eine Herzl-Feier statt. Die Gedenkrede hielt Rabbiner Dr. Neufeld. Die Zionistische Ortsgruppe veranstaltete eine Herzl-Bialik-Feier, in deren Mittelpunkt eine Gedenkrede des Ortsgruppenleiters, Alfred Salwitz, stand.

Gleiwitz. Der Etat der Gemeinde wurde mit knapp 111 000 RM. in Einnahmen und Ausgaben verabschiedet. Eine Erhöhung der Steuerzuschläge steht nicht in Aussicht. Widerspruchslos wurden (zum ersten Male) Ausgabeposten für den Palästinaaufbau (200 RM.), für den Bar Kochba (150 RM.), für den Hechaluz (120 RM.) und für die Hebräische Universität (50 RM.) eingesetzt.

Hagen. In einer zahlreich besuchten Ortsgruppen-Veranstaltung sprach Theo Berg (Dortmund) über die „Geschichte des Kongreß-Zionismus“. Zur Intensivierung der Arbeit schuf man einen Arbeitskreis.

Hindenburg. Vor einiger Zeit fanden die Neuwahlen zu den Gemeindegemeinschaften statt. Repräsentanten wurden: Viktor Elias (zion.), R.-A. Dr. Fischer (zion.), Max Grischmann (zion.), Dr. med. Weinstein (zion.), Dr. med. Werner (zion.), Oskar Weißberger (zion.), R.-A. Berger (lib.), R.-A. Dr. Böhm (lib.), Ehrmann (lib.), Kurt Grünberger (lib.), Eugen Herzka (lib.), Richard Kaiser-Zaborze (lib.), Nathan Schirokauer-Mikultschütz (lib.), Heimann Tichauer (lib.), Josef Zimmermann (lib.). Der Vorstand setzt sich wie folgt zusammen: R.-A. Schindler (zion.), R.-A. Dr. Schaefer (parteilos), Zahnarzt Dr. Adler (parteilos), R.-A. Lentschütz (lib.), Lehrer Michaelis (lib.); Stellvertreter: Amtsgerichtsrat Bergmann (zion.), Arthur Knoche (lib.).

Laupheim. Unter der Führung des Israel. Vorsteheramtes wurde am 26. August der Kulturbund Laupheim gegründet und Hauptlehrer Salli Silbermann zum Vorsitzenden ernannt. — Die Deutsch-Jüdische Jugendgemeinschaft Laupheim hat ihren Titel in „Jüdischer Jugendbund“ umgewandelt. Der Vorstand besteht aus: Rudolf Bergmann und Ernst Levi. — Der Kulturbund hat einen zweiten Neuhebräischen Sprachkurs eingerichtet, der starken Besuch aufweist.

Marienwerder. Bei einer Herzl-Feier sprachen Herr Gerber, Frau Krombach und Herr Scheffelowitz. Rabbiner Dr. Neufeld veranstaltete hier und in der Nachbargemeinde Stukur Rambamfeiern.

München. Die Zionistische Ortsgruppe veranstaltete am 22. August einen gut besuchten Ortsgruppenabend, der als gelungener Auftakt der Herbstarbeit zu betrachten ist. Von verschiedenen Referenten wurde Bericht über den XIX. Kongreß erstattet. Die aufmerksame Verfolgung des Gebotenen ließ deutlich das große Interesse an den Ereignissen in Luzern erkennen. — Einen Informationsabend über den XIX. Kongreß veranstaltete die Zionistische Ortsgruppe am 26. August. Die Berichterstattung hatten Dr. Elisabeth Kohn und Dr. Max Pereles übernommen.

Regensburg. Am 22. Juli wurde ein Palästina-Film gezeigt; hierzu hielt Heinrich Freudenberger ein Referat. Am 4. Juli erfolgte die Neugründung der Zionistischen Ortsgruppe, die bis heute 43 Mitglieder zählt. Der Ausschuß setzt sich zusammen aus den Herren: Walter Kroner, Ernst Liliefeld, Bernhard Rosenberg, Ludwig Heller und Heinrich Kahn.

und Hoffnungslosigkeit. In einem Winkel dieses halbverfallenen, verfinsterten Beth-ha-Midrash glimmt eine Flamme: die zwei Kabbalisten, Meister und Jünger, die für das äußere Auge kaum sichtbar sind, dennoch ist ihr Leben voll Herrlichkeit und Kraft. In der Gestalt dieser Helden tritt uns jene unsagbare und unaussprechliche um Gott und mit der Welt ringende Sehnsucht nach Erhöhung und Erleuchtung, Kasteiungen, tägliches Fasten, Entsagen der Welt und ihrer Genüsse gegenüber mit dem einen Wunsche: die höchste Geistigkeit zu erlangen. Schwer ist dieser Weg, aber die Männer scheuen ihn nicht, sie wissen, daß ihrer dann die Erlösung, das Einswerden mit Gott harret. Ihre Sehnsucht ist der Schönheit zugewendet, einer Schönheit, die man nicht mit dem Auge sehen kann; allein man kann sich nach ihr sehnen, man kann sie erfüllen, erhören, aber nicht erlernen. Und der Meister kündigt seinem lauschenden Jünger: „Es gibt Melodien, die des Wortes bedürfen, das sind die niedrigsten... Es gibt Melodien höherer Artung, Lieder ohne Worte voll Adel und innerer Weihe... Aber die echte Melodie braucht der Stimme nicht. Sie klingt tief in unserem Herzen, in unserem tiefsten Innern...“ Die Größe des Menschen besteht in seiner tiefempfundenen Inbrunst, in dem Unaussprechlichen, in dem

Suhl. Am 19. August hielt Dr. Alterthum, Leipzig, in Gemeinschaft mit Siegfried Rittberg, Ohrdruf, eine gut besuchte Herzl-Bialik-Feier in der Synagoge ab. Dr. Alterthum verstand es ausgezeichnet, das Verbindende und Verschiedenartige der beiden Gestalten herauszuarbeiten. Seine Ausführungen wurden umrahmt von Rezitationen aus Bialiks Werken durch Siegfried Rittberg.

Ankündigungen

Frankfurt am Main: Am 15. September wird Gemeinderabbiner Dr. Hoffmann im Rahmen des um 6.15 Uhr beginnenden Abendgottesdienstes in der Synagoge am Börneplatz einen Hespel für Raw A. J. Kuk halten. — Rabbinische Lehranstalt „Jeschiwa“. Das Wintersemester beginnt am 28. Oktober. Anmeldungen werden entgegengenommen bis 10. Oktober an das Kuratorium der Rabbinischen Lehranstalt „Jeschiwa“, Frankfurt am Main, Theobaldstr. 6. —

Hamburg: Kundgebungen des Hechaluz am 11. September in der Jüdischen Schule, Altona, Palmaile, 8.30 Uhr: „Die Berechtigung des Zionismus“. Referent: Leo Grünberg; am 12. September im Conventgarten, Fuhntwiete, 8.30 Uhr, Referent: Ben Aharon, Merkas Hechaluz. — **Leipzig:** Zionistische Vereinigung. Mitgliederversammlung am 10. September, 8.30 Uhr, Turnhalle der Höheren Israelitischen Schule, Gustav-Adolf-Str. 7. Es sprechen die Kongreßdelegierten Dr. Fritz Loebenstein und Dr. Ludwig Lehrfreund über die Kongreßergebnisse und die zukünftige Arbeit. — **München:** Zion. Ortsgruppe. Am 12. September, 20.30 Uhr, Sitzungssaal der Gemeinde: Kongreßbericht von Dr. Richard Eisen.

Familien-Nachrichten

Herr Daniel Bär und Frau Mathilde, Klein-Eicholzheim i. Ba., begehen am 20. September die silberne Hochzeit.

Herr Chaim Schulim Flaumenhaft und Frau Anna, geb. Eule, Bochum, Klosterstr. 8, begehen am 14. Sept. die silberne Hochzeit. Herr Walter Meyer und Frau Cilly, geb. Herzog, Halberstadt, Bödcherstr. 1, begingen am 22. August die silberne Hochzeit.

Herr Polatschek und Frau, Nürnberg, Karlsbrücke 4, begehen am 8. September die silberne Hochzeit.

Lehrer David Scheuermann, Groß-Klein-Eicholzheim i. Ba., feierte am 1. September 1935 sein 50jähriges Ortsjubiläum.

Frau Bertha Wallach, geb. Strauß, Oberaula, begeht am 12. September den 76. Geburtstag.

Bar Mizwah-Termine

Am 14. September — 16. Elul: Heinz Kaiser, Sohn von Josef Kaiser, Frankenberg (Eder).

Am 14. September — 16. Elul: Helmut Kariel, Sohn von Alfred Kariel, Marienwerder, Herrenstr. 3.

Am 14. September — 16. Elul: Rafael Rosenzweig, Sohn des verstorbenen Franz Rosenzweig, Frankfurt (Main), Eysseneckstr. 16.

stillen, tonlosen Gesang, in der Melodie des Herzens, in dem stummen Zwiegespräch zwischen Mensch und Gott.

Als in der Nacht der Schüler voll Innerlichkeit und tiefen Erschauerns aus seinem Schlafe erwacht, da weiß er zu berichten: „... Ich fühlte, daß alle meine Sinne sich schlossen. ... Aber innen, innen sang es ... ganz ohne Worte ... so ... ja ... so...“ Die Ekstase steigert sich immer mehr, das Erlebnis wird stärker, ausdrucksvoller, lebendiger; schon kann es erfaßt und ausgesprochen werden, aber da ereilt ihn sein Ende. Das wild pochende und erschöpfte menschliche Herz ist zu schwach, faßt nicht mehr die Fülle, die Kraft des Offenbartens. Er stirbt. — Hat er jetzt die höchste Stufe der reinen, körperlosen Melodie erreicht? Perez gibt uns darauf keine Antwort. Aber wir wissen, daß für Perez die Welt der reinen Melodie die höchste Stufe darstellt, in der sich der Mensch Gott nähert.

An Literatur bedienen wir uns des Bandes „Ostjüdische Erzähler“ von Alexander Eliasberg, sowie Theodor Zlocisti: „Aus einer stillen Welt“, Berlin 1910, wobei besonders die Einleitung lesenswert ist. Das „Jüdische Lexikon“ gibt unter Perez noch einige Literaturnachweise. J. M.

Emer Hadori **WERK**

sammen mit dem Bau der Wände wurde auch die Betonarbeit in Angriff genommen, bei der schwere, graue Kolosse gegossen wurden. Hier wurde die erste Station des Werkes errichtet, und von hier soll künftig komprimierte Luft, Trieb-

nachsandten, die mit ihren Maschinen ins Herz des Oedlands drangen.

Je tiefer sie mit der Chaussee hinabkamen, desto drückender wurde die Hitze des zwischen Bergen eingeschlossenen

Perez als Erzähler

Wir wollen einmal einen Blick in die jiddische Literatur und auf ihre Träger werfen und versuchen, den Weg, den einer ihrer originellsten Köpfe gegangen ist, zu verfolgen. Dabei wollen wir aber nicht in den Irrtum verfallen, langatmige literargeschichtliche Gespräche zu führen, sondern an Hand einer Geschichte, die wir uns auswählen und dann lesen wollen, die Welt des Dichters und seiner Helden, die an Eigenleben und Eigenständigkeit reiche Welt des Ostjudentums kennen lernen.

Perez war einer derjenigen, der diese Welt uns wieder zurückgegeben hat. Er hat sie für uns wieder entdeckt und uns ihre Größe und Schönheit schauen lassen. In seinen chassidischen und volkstümlichen Geschichten hat er sich uns als der wahre Meister gezeigt. Er hat eine alte Welt zu neuem Leben erweckt, sie vertieft und abgeklärt. Diese Welt ist die des Chassidismus.

Wir tun gut, in diesem Zusammenhang uns über das Wesen dieser eigenartigen Bewegung zu unterhalten. Wir wissen, daß zu einer späteren Zeit diese Erneuerungsbewegung an Reinheit und Tiefe verloren hat und um die Mitte des 19. Jahrhunderts bereits im Niedergang begriffen war. Sie artete bald in tiefsten Aberglauben aus. Perez sah hinter dieser dicken Schale eines fanatischen Aberglaubens tiefe Ursprünglichkeit und unendliches Licht. Von da schlägt ihm, dem ewig Suchenden und Ruhelosen, ein Quell der Begeisterung und der inneren Wärme entgegen. In der mystischen Verklärung sieht er die wahren Kräfte des Volkes, in der reinen, unbeirrten Gläubigkeit sieht er seine Größe und Tiefe.

Und so geht er auch an seine Geschichten heran. Nehmen wir z. B. die wundersame Erzählung „Die Kabbalisten“ und lauschen auf den besonderen Ton, der uns von da herüberklingt. Was für eine eigentümliche Welt offenbart sich uns da, welche unheimlichen Kräfte wirken dort und erhalten all die Innigkeit und Schönheit jüdischen Lebens! — Es ist das vertraute, weltverlassene ostjüdische Städtchen, mit seinem Bet- und Lehrhaus, mit seiner unsagbaren Armut

München. Die Zionistische Ortsgruppe veranstaltete am 22. August einen gut besuchten Ortsgruppenabend, der als gelungener Auftakt der Herbstarbeit zu betrachten ist. Von verschiedenen Referenten wurde Bericht über den XIX. Kongreß erstattet. Die aufmerksame Verfolgung des Gebotenen ließ deutlich das große Interesse an den Ereignissen in Luzern erkennen. — Einen Informationsabend über den XIX. Kongreß veranstaltete die Zionistische Ortsgruppe am 26. August. Die Berichterstattung hatten Dr. Elisabeth Kohn und Dr. Max Pereles übernommen.

Regensburg. Am 22. Juli wurde ein Palästina-Film gezeigt; hierzu hielt Heinrich Freudenberger ein Referat. Am 4. Juli erfolgte die Neugründung der Zionistischen Ortsgruppe, die bis heute 43 Mitglieder zählt. Der Ausschuß setzt sich zusammen aus den Herren: Walter Kroner, Ernst Liliefeld, Bernhard Rosenberg, Ludwig Heller und Heinrich Kahn.

und Hoffnungslosigkeit. In einem Winkel dieses halbverfallenen, verfinsterten Beth-ha-Midrasch glimmt eine Flamme: die zwei Kabbalisten, Meister und Jünger, die für das äußere Auge kaum sichtbar sind, dennoch ist ihr Leben voll Herrlichkeit und Kraft. In der Gestalt dieser Helden tritt uns jene unsagbare und unaussprechliche um Gott und mit der Welt ringende Sehnsucht nach Erhöhung und Erleuchtung, Kasteiungen, tägliches Fasten, Entsagen der Welt und ihrer Genüsse gegenüber mit dem einen Wunsche: die höchste Geistigkeit zu erlangen. Schwer ist dieser Weg, aber die Männer scheuen ihn nicht, sie wissen, daß ihrer dann die Erlösung, das Einswerden mit Gott hart. Ihre Sehnsucht ist der Schönheit zugewendet, einer Schönheit, die man nicht mit dem Auge sehen kann; allein man kann sich nach ihr sehnen, man kann sie erfüllen, erhören, aber nicht erlernen. Und der Meister kündigt seinem lauschenden Jünger: „Es gibt Melodien, die des Wortes bedürfen, das sind die niedrigsten... Es gibt Melodien höherer Artung, Lieder ohne Worte voll Adel und innerer Weihe... Aber die echte Melodie braucht der Stimme nicht. Sie klingt tief in unserem Herzen, in unserem tiefsten Innern...“ Die Größe des Menschen besteht in seiner tiefempfundenen Inbrunst, in dem Unaussprechlichen, in dem

Herr Polatschek und Frau, Nürnberg, Karlsbrücke 4, begehnen am 8. September die silberne Hochzeit.

Lehrer David Scheuermann, Groß-Klein-Eicholzheim i. Ba., feierte am 1. September 1935 sein 50jähriges Ortsjubiläum.

Frau Bertha Wallach, geb. Strauß, Oberaula, begeht am 12. September den 76. Geburtstag.

Bar Mizwah-Termine

Am 14. September — 16. Elul: Heinz Kaiser, Sohn von Josef Kaiser, Frankenberg (Eder).

Am 14. September — 16. Elul: Helmut Kariel, Sohn von Alfred Kariel, Marienwerder, Herrenstr. 3.

Am 14. September — 16. Elul: Rafael Rosenzweig, Sohn des verstorbenen Franz Rosenzweig, Frankfurt (Main), Eysseneckstr. 16.

stillen, tonlosen Gesang, in der Melodie des Herzens, in dem stummen Zwiegespräch zwischen Mensch und Gott.

Als in der Nacht der Schüler voll Innerlichkeit und tiefen Erschauerns aus seinem Schlafe erwacht, da weiß er zu berichten: „... Ich fühlte, daß alle meine Sinne sich schlossen: ... Aber innen, innen sang es ... ganz ohne Worte ... so ... ja ... so...“ Die Ekstase steigert sich immer mehr, das Erlebnis wird stärker, ausdrucksvoller, lebendiger; schon kann es erfaßt und ausgesprochen werden, aber da ereilt ihn sein Ende. Das wild pochende und erschöpfte menschliche Herz ist zu schwach, faßt nicht mehr die Fülle, die Kraft des Offenbartens. Er stirbt. — Hat er jetzt die höchste Stufe der reinen, körperlosen Melodie erreicht? Perez gibt uns darauf keine Antwort. Aber wir wissen, daß für Perez die Welt der reinen Melodie die höchste Stufe darstellt, in der sich der Mensch Gott nähert.

An Literatur bedienen wir uns des Bandes „Ostjüdische Erzähler“ von Alexander Eliasberg, sowie Theodor Zlocisti: „Aus einer stillen Welt“, Berlin 1910, wobei besonders die Einleitung lesenswert ist. Das „Jüdische Lexikon“ gibt unter Perez noch einige Literaturnachweise. J. M.

Ewer Hadori DAS WERK IM OEDLAND

Aus dem Hebräischen von Dr. Max Mayer, Jerusalem

3. Fortsetzung

Nachdruck verboten

4. KAPITEL

„Station Müde“

Von verschiedenen Seiten aus drang das Werk ins Oedland vor. Sträucher und Heidegestrüpp waren so sehr ineinander verflochten, daß man sie zuerst ausrodern mußte, um für die großen Maschinen einen Weg zu ebnen. Im Oedland waren Sümpfe und Seen, die man nicht durchdringen konnte, ohne zuvor ihr Wasser in Kanälen zum Flusse abzuleiten.

Das Wasser des Flusses, das im Sommer langsam über Felsen dahinfließt, tritt mit Anbruch des Winters über seine Ufer und droht alles, was sich seinem Lauf entgegenstellt, zu überschwemmen und mitzureißen.

Das Lager des Werkes war in Abteilungen gegliedert, deren jede seine Arbeit tat. Die Abteilungen entfernten sich immer mehr voneinander. Während das kiesgepolsterte Chausseeband sich tiefer ins Oedland rollte, die Heidefelder immer breiter ausgebrannt wurden, und das Netz der Bewässerungskanäle den großen, binsenbewachsenen Sümpfen näher kam, konzentrierte sich das Hauptlager auf einer kleinen Anhöhe.

Ueber der Anhöhe stand eine Staubwolke, und dumpfer Metall- und Eisenlärm dröhnte von ihr. Lange Baugerippe stiegen im Kreise über der Höhe an und wurden mit Blech und schwarzem Asbest überzogen. Nacheinander wurden die Gebäude für Werkstätten und Maschinen und die langgezogenen Magazine, Speise- und Schlafzimmer fertig. Zu-

sammen mit dem Bau der Wände wurde auch die Betonarbeit in Angriff genommen, bei der schwere, graue Kolosse gegossen wurden. Hier wurde die erste Station des Werkes errichtet, und von hier soll künftig komprimierte Luft, Triebkraft, Licht und Wasser nach den Orten geleitet werden, wo sie beim fortschreitenden Eindringen der Arbeitsabteilungen ins Herz des Oedlands gebraucht werden.

Die Leute trifteten bei der Arbeit mit den schweren Eisenteilen, die in ihren gleißenden Lacküberzügen und ihrer glatten Metallmasse von der Sonne gesengt wurden, von Schweiß. Die Auf- und Abladekrane waren noch nicht in Ordnung gebracht, und die Montierung der schweren Teile geschah mit der Hand, und wenn die Männer des Lagers sich zur Mahlzeit zusammendrängten, sah es aus wie ein Haufen schwarzer, rußiger, schweißgebadeter Muskeln.

Ingenieur Agar ging während des ganzen Tages hin und her, ließ einen ermüdeten Blick über die Arbeitenden schweifen, und wenn eine Arbeitergruppe sich im Takt an einer der Maschinen abmühte, blieb er stehen, und wenn sie einen Augenblick einhielten, sagte er:

„Das ist die erste Station, Leute. Sie ist schwerer als alle anderen.“

Freilich, die erste Station, zwinkerten die Leute hinter seinem Rücken.

„Station des Schweißes“, ging ein verhaltener Witz durch die Reihen.

Als Agar sich entfernt hatte, erreichte ihn eine Stimme, die vom einen Ende der Gruppen bis zum anderen erscholl: „Station Müde!“

Agar lächelte bei diesem aufrichtigen Wort, das sich dem Herzen der Arbeitenden entrang: „Station Müde“.

Die Arbeitsleistung von heute gesellte sich der Arbeitsleistung von gestern. Das asphaltierte Chausseeband drang zwischen die Höhen ein, über die tiefen Täler wurden Betonbrücken gespannt, und auf den Eisenschienen liefen sand-, stein- und zementbeladene Waggons hin und her.

Von der „Station Müde“ zögen nacheinander die großen „Maulwürfe“, Kies- und Betonmaschinen aus und tasteten auf der Chaussee langsam ihren Weg ins Innere des Oedlands. Die „Station Müde“ wurde immer ruhiger, und das unaufhörliche Geräusch der Dieselmotoren war hörbar, die die Werksstätten in Betrieb setzten und Ströme von komprimierter Luft, von Licht, Motorkraft und Wasser den Abteilungen

nachsandten, die mit ihren Maschinen ins Herz des Oedlands drangen.

Je tiefer sie mit der Chaussee hinabkamen, desto drückender wurde die Hitze des zwischen Bergen eingeschlossenen Oedlandes, desto öder wurde sein Anblick.

„Das ist die Hölle, Gesellschaft!“ murmelte Issar von seiner Lokomotive herab, deren Eisen so glühend heiß war, daß man es nicht mehr anzufassen vermochte.

Nacheinander verschwanden die Abteilungen auf beiden Seiten der Chaussee, jede zur Arbeit an dem ihr angewiesenen Platze, und auf dem parallel mit der Chaussee laufenden Schienennetze wurden Reihen von stein-, kies- und sandbeladenen Loren ausgeschüttet. Steinbrüche wurden eröffnet, die „Maulwürfe“ wurden mit ihren großen Hebeln gegen die Berghöhen gewandt, und unter Rauch und Aechzen, unter Kettenknirschen und Auspuffen der komprimierten Luft wurden tausende Kubikmeter Erdschollen und schwarzer Basalt von der Stelle gerissen.

Als Jizchak mit den Steinhauern an die Wand des Steinbruchs neben dem Flußufer kam, war es eine schwarze Steinmauer, mit grauen Flecken hier und dort, und mit Strauchwurzeln, die sich zwischen den Steinritzen verflochten hatten. Aber als die Lufthämmer die Bohrer ins Herz der Steine getrieben hatten und die Gänge mit Dynamit geladen worden waren, da zersprang die Steinmauer, in eine Staubwolke gehüllt, unter Donner und Steinregen. Und als Jizchak mit seinen Steinhauergenossen sich daran machte, den Steinkoloß mit Hämmern zu zerschlagen, da stand ihnen gegenüber eine zerklüftete, zerrüttete Felsmauer in abwechselnd braunschwarz-grauer Farbe.

„Seht, wir haben die Mauer geöffnet, Gesellschaft —“ überblickte Jizchak mit geübtem Auge das Steinreich.

„Jetzt kommt die Reihe an die Hämmer“ — erwidern die Steinhauer lustlos; denn solange die Hand noch nicht den Hammer gefaßt hat, ist sie schlapp, aber sobald der erste und zweite Schlag getan ist, vollzieht sich die Verbindung zwischen Hammer und Hand, zwischen Stein und Auge des Steinhauers. Der Hammer fällt bereits längs den Adern des Steines, Jizchak schlägt und der Stein spaltet sich in seine Schichten, löst sich ab und fällt nieder. Der Körper richtet sich auf, beugt sich nieder; zwischen den Muskeln und dem Stein ist ein seltsamer Rhythmus entstanden: Schlag — Atem schöpfen! Atem schöpfen — Schlag! Und so fort.

BRIEFE AN DIE REDAKTION

Neue Lyrik

Berlin, 1. September

Sehr geehrte Redaktion!

Eine Kritik — und dieses Wort schließt in sich den Begriff von objektiver Sachlichkeit und menschlichem Verantwortungsgefühl — bedarf keiner Erwiderung; das Bedürfnis, ja die Verpflichtung zu einer Erwiderung ist aber vorhanden, wenn es sich um einen Angriff handelt. Dies gilt von der Besprechung meiner Gedichtbände: „Dreiklang“ in Nr. 70 der „Jüdischen Rundschau“, und daher gestatten Sie mir diese Entgegnung.

Kann man es mit der Verantwortung eines Kritikers vereinbaren, Gedichte — und ich spreche jetzt durchaus nicht nur von meinen eigenen —, die ernsthaft gemeint, die aus einer schweren Zeit heraus entstanden sind, vor der breiten Öffentlichkeit lächerlich zu machen? Berufsmäßig, im Sinn von erwerbsmäßig, wird heute niemand Lyrik schreiben, da sie bekanntlich noch niemals „einträglich“ war und in dieser aufgewühlten Zeit, die kaum einen Augenblick für Besinnlichkeit freizuhaben scheint, bestimmt nicht zur „Konjunktur“ gehört! Wenn heute jemand Gedichte schreibt, so tut er dies aus einem inneren Zwang; und wenn er sie der Öffentlichkeit übergibt, hat er vorher so viele Hemmnisse innerer und äußerer Natur zu überwinden, daß er sich dazu sicher nur dann entschließt, wenn er — sei es nach seinem eigenen oder beruflichem fremdem Urteil — berechtigt ist anzunehmen, daß er einigen Menschen damit etwas geben kann.

Es ist klar, daß ein junger Mensch in seinem Schaffen der letzten Vollendung noch nicht nahe ist. Besteht hier nicht die Pflicht, ihn durch eine ernsthafte, wohlwollende Kritik auf den rechten Weg zu weisen, wenn man das Gefühl hat, er schlägt einen falschen ein?

Eines der großen Ergebnisse dieser für junge jüdische Menschen besonders harten Zeit ist die Rückkehr zu einer gewissen Frömmigkeit des Lebens, die in manchen Stimmen schon den Mut gefunden hat, sich wieder mit dem höchsten Namen, dem Namen Gottes, zu verkünden. Es ist sehr bitter, wenn jemand, der solchen Mut besitzt — und man kann es nicht anders nennen — mit einem ironischen Lächeln beiseite geschoben oder zum Konjunkturritter gestempelt wird.

Um auf die oben erwähnte Kritik etwas deutlicher einzugehen: sie führt als ein Negativum an, daß der Begriff Gottes mit etlichen „nie versagenden Requisiten“ ausgestattet wird wie: Ewigkeit, Tag und Nacht; man mag sich einmal überlegen, wie ein natürlich und einfach gläubiger Mensch den Gottesbegriff anders gestalten könnte. Ferner möchte ich fragen, ob es ganz und gar verwerflich ist, wenn man Gott bittet, „uns in allem Demut finden“ zu lassen. Und dann: gewiß mag eine allzu jugendliche Zügellosigkeit zu tadeln sein, wenn sie das Handwerkszeug der Feile hie und da vergißt; dennoch erscheint es mir zweifelhaft, ob das „Drehseln“ von Versen wirklich das Erstrebenswerte ist. Ein Gedicht soll schließlich nicht sein wie ein Haus, zu dem man mühsam Stein um Stein schleppt, und dann mit dem Metermaß alles ängstlich genau aufeinanderpaßt, sondern es soll sein wie ein Baum, kraftvoll aus dem Grund wachsend, organisch mit ihm verbunden und sich selbst formend in seinem Wachstum.

Der Kritiker wird mir entgegengehalten, das wäre ja alles sehr gut so, nur eben für mein und anderer Schaffen leider nicht zutreffend; darauf kann ich ihm nur mit den Worten Hölderlins entgegen: „Was wir sind, ist nichts; was wir suchen, alles.“

Hilde Marx

Anmerkung der Redaktion: Wir haben die vorstehende Zuschrift von Hilde Marx wiedergegeben, weil wir glauben, daß das von ihr angeschnittene Thema weitere Kreise interessieren dürfte. Selbstverständlich lag es uns und auch unserem Referenten völlig fern, durch eine Kritik, selbst wenn sie scharf ablehnend ist, die weitere Arbeit eines jungen Schaffenden unmöglich zu machen. Wir glauben aber, daß gerade in einer Zeit wie der heutigen, in der die Gefahr besteht, daß um der guten Gesinnung willen von der jüdischen Öffentlichkeit Dinge akzeptiert werden, die künstlerisch unzulänglich sind, Wohlwollen allein dem Kritiker nicht die Feder führen kann. Wir müssen darauf bedacht sein, daß das Niveau der künstlerischen Arbeit im jüdischen Kreise nicht entscheidend herabgedrückt wird. In diesem Sinne war auch die Kritik abgefaßt, die wir über eine Reihe lyrischer Veröffentlichungen gebracht haben. Wir hoffen, daß die Diskussion, die sich hieran geknüpft hat, dazu dienen wird, Mängel, die den Beteiligten selbst sicher nicht unbekannt sind, durch unermüdete Arbeit am Werk zu beseitigen.

(Red.)

„Predigten nach 1933“

1. September 1935

Sehr geehrte Redaktion!

Erlauben Sie mir die Bitte, als Herausgeber der „Bücher der Erneuerung“ eine kurze Erklärung zu der Besprechung des Predigtbändchens „Predigten nach 1933“ in Ihrer letzten Ausgabe abzugeben. Ich habe in meinem Vorwort ausdrücklich betont: „Nur ganz allein von dem Gesichtspunkte des Erlebniswertes für den Einzelnen innerhalb unserer jüdischen Gemeinschaft ist die Auswahl dieser ersten Predigtsammlung, die durchaus noch nicht auf Vollständigkeit Anspruch machen kann, ohne Rücksicht auf die Richtung des Sprechers getroffen worden!“ Nach diesem Satze sollten ursprünglich die Worte stehen: „Als einen der ersten gewann ich schon im Februar Joachim Prinz als Mitarbeiter, eine bestimmte Predigt war auch bereits ausgewählt, als der Einspruch des Verlegers

der Prinzschen Bücher erfolgte, die Predigt nicht aufgenommen werden durfte.“ Ich habe aber diese Worte, jede Polemik vermeidend, mit Rücksicht auf den Verleger weggelassen, im übrigen aber meine Aufgabe so aufgefaßt, keine Predigten von Zionisten oder Nichtzionisten zu bringen, sondern von jüdischen Wortführern zu jüdischen Menschen gesprochen, von wesentlichen jüdischen Inhalten handelnd. Und ihr wesentlicher Inhalt war naturgemäß Palästina, war aber auch unser jüdisches Schicksal und fast immer das Aufzeigen des inneren Weges, wie dieses Schicksal zu überwinden ist. Ihn haben die orthodoxen Zionisten mit dem gleichen Grundgedanken gewiesen, wie die jungen Liberalen, natürlich ein jeder aus seiner Individualität heraus, sich mit der Zeitnot auseinandersetzend.

Willy Leven

Schicksale jüdischer Wörter

Charlottenburg 9, d. 31. 8. 1935

Zu den Ausführungen in Nr. 70 wäre bezgl. des interessanten Familiennamens Rappaport ergänzend zu bemerken, daß der Name nicht nur allgemein hebr. „Arzt aus dem Hafen“ bedeutet, sondern auf einen ganz bestimmten Arzt zurückgeht, den Stammvater dieser weitverzweigten aschkenasischen Familie: Rabbi Menachem ha-Kohen, der um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert in Porto bei Mantua in Oberitalien lebte und seinem Namenszug bei Unterschriften (u. a. in einem Dokument von 1508) in hebr. Lettern den Zusatz beifügte: „rafe porto“ (= Arzt in Porto). Ueber Oesterreich kam der Name dann in die slawischen Gegenden. Seine Häufigkeit besonders unter den Ostjuden rührt aber auch noch daher, daß, als 1804 für die russischen Juden die Erblichkeit fester Familiennamen von Staats wegen angeordnet wurde, er auch von solchen Personen und Familien angenommen wurde, die mit der ursprünglichen Familie Rappaport weder verwandt waren, noch sonst in Beziehungen standen; interessanterweise jedoch nur von Angehörigen der Priester-Familien, weil die „echten“ Rappaports Kohanim sind.

Aus dem gleichen Anlaß sind alle Träger des Namens Horowitz (Horwitz, Hurwitz, Haurwitz, in Rußland — weil das russische Alphabet den Buchstaben „H“ nicht besitzt — Gurwitz, Gurewitsch, Jurovics u. ä.) Lewijim; Ahnherr: der Prager Oberrabbiner Jesajah Ben Abraham ha-

Lewi aus Horowice i. Böhmen (1565—1630). Lewijim sind deshalb auch alle Epstein (Eppstein, Ebstein, Ebenstein, Eppenstein). Dieser Name, der nach Epstein im Taurus weist und z. B. in Frankfurt a. M. seit 1392 urkundlich belegt ist, gehört zu den ältesten jüdischen Familiennamen auch in den slawischen Ländern, wo er seit der Mitte des 15. Jahrhunderts auftaucht und u. a. durch die Prager Drucker-Familie E. vertreten ist (1522).

Gleichfalls nach der Judengasse von Frankfurt weist der unter den Juden Deutschlands verbreitetste Handwerkernamen Goldschmidt. Um 1500 bereits war er dort zum festen, erblichen Geschlechtsnamen einer mitgliederreichen, angesehenen Leviten-Familie geworden und um 1800 durch Benedikt Salomon Goldschmidt neben „Rothschild“ der populärste Name der Frankfurter Gemeinde. Und da diese das geistige Zentrum der westeuropäischen Judenheit war, wurden die repräsentativen Namen „Rothschild“ und „Goldschmidt“ anlässlich der Namensedikte der Emanzipationszeit willkürlich auch von vielen Dorf- und Kleinstadtdjuden Westdeutschlands angenommen; der Name „Goldschmidt“ jedoch nur von Leviten-Familien, weil die „echten“ Frankfurter Goldschmidts Lewijim sind. (Vgl. Samuel: Die Namengebung der westfälischen Landjudenschaft von 1808 [Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland, 1935, Heft 1].)

Gustav Samuel

Abessinier in Jerusalem

Berlin W 30, 3. September

Sehr geehrte Redaktion!

Unter diesem Titel erschien in Nr. 69 der „Jüdischen Rundschau“ ein Artikel, worin C. Z. Klötzel erzählt, daß, „als England und Preußen gemeinsam ein protestantisches Bistum in Jerusalem errichteten, als erster Bischof der Engländer Gobat bestimmt wurde“. Mit dieser Angabe ist Klötzel ein Irrtum unterlaufen. Der erste Bischof von Jerusalem war nicht Gobat, sondern ein getaufter Jude aus Breslau. Hierüber berichtet Heinrich v. Treitschke im fünften Bande in seiner Geschichte, S. 123,

ziemlich ausführlich mit folgenden Worten: „Im November 1841 wurde der erste evangelische Bischof von Jerusalem durch den Erzbischof von Canterbury geweiht, ein Breslauer Jude, der in der Taufe den Namen Alexander angenommen hatte und das schwierige Amt sehr würdig ausfüllte.“ Und auf der folgenden Seite heißt es dann weiter: „Als Alexanders Nachfolger, Bischof Gobat, alles auf anglikanischen Fuß zu setzen versuchte, mußte er rasch wieder einlenken und sah sich genötigt, zuweilen selbst deutschen Gottesdienst abzuhalten.“

Simon Salomon, Berlin

A. J. Kuk

Stuttgart-N., den 6. Sept. 1935

Oberrabbiner J. A. Kuk war nicht nur ein hervorragender Gelehrter und tiefer Denker, sondern auch ein großer Mensch. Ein außergewöhnlicher Zauber ging von diesem durchgeistigten und edlen Gesicht aus. Ein würdiger Vertreter der Judenheit war kaum denkbar. Den Reiz, der von ihm ausging, fühlt man aber auch in seinen Aufsätzen. Wohl sein letzter ist der im siebenten Heft der Zeitschrift „Mahad“. Er ist betitelt: „Die Einheitlichkeit in der Lehre und Per-

sönlichkeit des Maimonides“. Ich habe ihn mit Junglehrern gelesen. Sie waren von ihm begeistert. Die Belesenheit und Klarheit, die Gedankentiefe, der Scharfsinn und die klassisch schöne Sprache des Verfassers erregen Bewunderung. Vielleicht darf ich den Vorschlag machen, daß diese bedeutungsvolle Abhandlung in Lehrhäusern und hebräischen Sprachkursen zum Gedächtnis des verewigten Toten durchgenommen wird.

Hochachtungsvoll

Rabbiner Dr. H. Auerbach

Prof. Dr. Schücking

Aalsgaarde (Dänemark), 6. 9. 35

Sehr geehrte Redaktion!

Der soeben verstorbene Wissenschaftler für Internationales Recht, Professor Dr. Walter Schücking, war, bevor er nach Haag an den Permanenten Gerichtshof übersiedelte, an der Universität Kiel tätig. Ihm unterstand in Kiel auch das Institut für Seewirtschaft und Weltverkehr, in dessen Rahmen auf seine Veranlassung hin vor Studenten und geladenen Gästen einmal Martin Buber über „Judentum“ und an einem anderen Abend Kurt Blumenfeld über „Palästina“ referierten.

Aus dem Vortrag Blumenfelds hob Prof. Schücking in seinem Schlußwort insbesondere die Tatsache der Wiederbelebung der hebräischen Sprache durch die Kinder in Palästina hervor und knüpfte daran den Vergleich aus

der Bibel von der Wiederbelebung des Kindes durch den Propheten Elischa (11. Buch der Könige, Kap. 4), daß also das Judentum messianischen Zeiten entgegengehe.

Mit größtem Interesse sei er den Ausführungen des geschätzten Redners gefolgt und er freute sich, daß die Juden wieder ins Land und das Land an die Juden zurückkehre. Nur müßten alle Juden der Welt und insbesondere die Juden Deutschlands das erkennen, was er vom Standpunkt des internationalen Rechts sagen kann: daß die Juden ein Anrecht auf Palästina haben. Ich will gestehen, daß ich erst zum Schluß erfuhr, daß der Mann, der solche Worte gesprochen hatte, kein Geringerer als Prof. Dr. Schücking war.

Bewirkt Schalom!

Heschek Winzelberg

Unterlagen zurückfordern!

Charlottenburg, 2. September

Es erscheint mir sehr wünschenswert, auf folgendes hinzuweisen:

Alle diejenigen, die früher einmal Anträge auf Einbürgerung, Nichtausweisung gestellt haben, seien daran erinnert, daß es wichtig für ihr späteres Fortkommen ist, wenn sie sämtliche Unterlagen, die sie damals eingereicht haben, und die sie spä-

ter für überflüssig hielten, von den Behörden und Anwälten zurückfordern. Denn diese Urkunden, Zeugnisse und Empfehlungsschreiben können nach der Ausbürgerung von größerer Bedeutung werden. Wer diese Belege nicht zurückverlangt, muß damit rechnen, daß die Urkunden in absehbarer Zeit vernichtet werden.

Hochachtungsvoll

Dr. A. Karger

Von nun an hatte Jizchaks Körper eine neue Gestalt gewonnen. Das ist nicht mehr der magere, bescheidene, in der Bewegung der Straße aufgehende Körper: das ist der ge-

„Mit ruhigem Herzen können wir morgen nach Hause fahren.“

die Dinge, wie sie waren: die Seele des Knaben hängt an dem Werk. Der „Alte“ klopfte ihm auf die Schulter, bot ihm

wenn er sie der Öffentlichkeit übergibt, hat er vorher so viele Hemmnisse innerer und äußerer Natur zu überwinden, daß er sich dazu sicher nur dann entschließt, wenn er — sei es nach seinem eigenen oder beruflichem fremdem Urteil — berechtigt ist anzunehmen, daß er einigen Menschen damit etwas geben kann.

Es ist klar, daß ein junger Mensch in seinem Schaffen der letzten Vollendung noch nicht nahe ist. Besteht hier nicht die Pflicht, ihn durch eine ernsthafte, wohlwollende Kritik auf den rechten Weg zu weisen, wenn man das Gefühl hat, er schlägt einen falschen ein?

schließlich nicht sein wie ein Haus, zu dem man mühsam Stein um Stein schleppt, und dann mit dem Metermaß alles ängstlich genau aufeinanderpaßt, sondern es soll sein wie ein Baum, kraftvoll aus dem Grund wachsend, organisch mit ihm verbunden und sich selbst formend in seinem Wachstum.

Der Kritiker wird mir entgegenhalten, das wäre ja alles sehr gut so, nur eben für mein und anderer Schaffen leider nicht zutreffend; darauf kann ich ihm nur mit den Worten Hölderlins entgegen: „Was wir sind, ist nichts; was wir suchen, alles.“

Hilde Marx

Anmerkung der Redaktion: Wir haben die vorstehende Zuschrift von Hilde Marx wiedergegeben, weil wir glauben, daß das von ihr angeschnittene Thema weitere Kreise interessieren dürfte. Selbstverständlich lag es uns und auch unserem Referenten völlig fern, durch eine Kritik, selbst wenn sie scharf ablehnend ist, die weitere Arbeit eines jungen Schaffenden unmöglich zu machen. Wir glauben aber, daß gerade in einer Zeit wie der heutigen, in der die Gefahr besteht, daß um der guten Gesinnung willen von der jüdischen Öffentlichkeit Dinge akzeptiert werden, die künstlerisch unzulänglich sind, Wohlwollen allein dem Kritiker nicht die Feder führen kann. Wir müssen darauf bedacht sein, daß das Niveau der künstlerischen Arbeit im jüdischen Kreise nicht entscheidend herabgedrückt wird. In diesem Sinne war auch die Kritik abgefaßt, die wir über eine Reihe lyrischer Veröffentlichungen gebracht haben. Wir hoffen, daß die Diskussion, die sich hieran geknüpft hat, dazu dienlich wird, Mängel, die den Beteiligten selbst sicher nicht unbekannt sind, durch unermüdete Arbeit am Werk zu beseitigen.

(Red.)

Von nun an hatte Jizchaks Körper eine neue Gestalt gewonnen. Das ist nicht mehr der magere, bescheidene, in der Bewegung der Straße aufgehende Körper; das ist der gebräunte, schnige Körper des Arbeitenden, der Stein zu hauen versteht, Steinhauen muß, der den Stein mit fester Hand umklammert. Zehn Kubikmeter Stein täglich! Die Arbeit ist schwer, der Schweiß rinnt, aber es steckt eine über alle Verzärtelung des menschlichen Körpers erhabene Rechtschaffenheit darin.

Die Steinhauer hauen Stein, und es geht sie nichts an, daß der Stein in die Kiesmaschine geworfen wird und von dort, zu schwarzem Kies zermalmt, in die Betonmaschine kommt. Ihr ganzes Sein ist ans Steinhauen geschirrt.

Gegen Abend, wenn alles zur Sprengung im Steinbruch vorbereitet ist, warten die Steinhauer, bis die Umgegend von Menschen frei geworden ist. Sie gehen zum Fluß hinab, um den Staub und den Schweiß von sich abzuwaschen, und von dort blicken sie auf den allmählich verhallenden Takt der Arbeit, der bereits in ihr Blut übergegangen ist und zu ihrem Herzen spricht.

Da und dort mühen sich noch einige Arbeitende. Einer führt die Maschine. Da und dort schält eine Maschine einen Hügel schichtweise ab — Erdschollen, Lehm, Felsen und Kalk. Ein Graben wird ausgehoben, ein Wall immer höher aufgeschüttet und Zehntausende von Kubikmetern Erde und Stein werden von Ort zu Ort transportiert.

„Das ist das Gehirn des Chawadja, Ingenieur“ — sagt mit aufgerissenem Munde und traumverloren Raschid, der mit den Steinhauern am Flußufer sitzt.

Denn seitdem Raschid auf dem Areal des Werkes zur Nachtwache angestellt ist, kommt er stets bei sinkendem Tage auf seiner Stute zum Steinbruch geritten, und hier setzt auch er sich und senkt seinen dumpfen Blick in das Werk.

Die elektrischen Drähte blitzen bereits in der Dämmerung auf. Die Steinhauer zerstreuen sich eilig; das Zeichen wird gegeben, der elektrische Strom entzündet die Zündschnüre und nach ein, zwei, drei Sekunden wird ein Dröhnen und Beben der Erde hörbar und Steinregen und eine Staubwolke schlagen nieder . . .

Die Steinhauer, die herbeieilen, den Einsturz zu sehen, sagen:

„Gott sei Dank, wir haben Stein für die ganze Woche.“

angenehm hebr. „Arzt aus dem Hafen“ bedeutet, sondern auf einen ganz bestimmten Arzt zurückgeht, den Stammvater dieser weitverzweigten aschkenasischen Familie: Rabbi Menachem ha-Kohen, der um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert in Porto bei Mantua in Oberitalien lebte und seinem Namenszug bei Unterschriften (u. a. in einem Dokument von 1508) in hebr. Lettern den Zusatz beifügte: „rafe porto“ (= Arzt in Porto). Ueber Oesterreich kam der Name dann in die slawischen Gegenden. Seine Häufigkeit besonders unter den Ostjuden rührt aber auch noch daher, daß, als 1804 für die russischen Juden die Erblichkeit fester Familiennamen von Staats wegen angeordnet wurde, er auch von solchen Personen und Familien angenommen wurde, die mit der ursprünglichen Familie Rappaport weder verwandt waren, noch sonst in Beziehungen standen; interessanterweise jedoch nur von Angehörigen der Priesterfamilien, weil die „echten“ Rappaports Kohanim sind.

Aus dem gleichen Anlaß sind alle Träger des Namens Horowitz (Horwitz, Hurwitz, Haurwitz, in Rußland — weil das russische Alphabet den Buchstaben „H“ nicht besitzt — Gurwitz, Gurewitsch, Jurovics u. ä.) Lewijim; Ahnherr: der Prager Oberabbener Jesajah Ben Abraham ha-

Frankfurt a. M. seit 1392 urkundlich belegt ist, gehört zu den ältesten jüdischen Familiennamen auch in den slawischen Ländern, wo er seit der Mitte des 15. Jahrhunderts auftaucht und u. a. durch die Prager Drucker-Familie E. vertreten ist (1522).

Gleichfalls nach der Judengasse von Frankfurt weist der unter den Juden Deutschlands verbreitetste Handwerkername Goldschmidt. Um 1500 bereits war er dort zum festen, erblichen Geschlechtsnamen einer mitgliederreichen, angesehenen Leviten-Familie geworden und um 1800 durch Benedikt Salomon Goldschmidt neben „Rothschild“ der populärste Name der Frankfurter Gemeinde. Und da diese das geistige Zentrum der westeuropäischen Judenheit war, wurden die repräsentativen Namen „Rothschild“ und „Goldschmidt“ anlässlich der Namensedikte der Emanzipationszeit willkürlich auch von vielen Dorf- und Kleinstadtjuden Westdeutschlands angenommen; der Name „Goldschmidt“ jedoch nur von Leviten-Familien, weil die „echten“ Frankfurter Goldschmidts Lewijim sind. (Vgl. Samuel: Die Namengebung der westfälischen Landjudenschaft von 1808 [Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland, 1935, Heft 1].)

Gustav Samuel

Aalsgaard (Dänemark), 6. 9. 35

Sehr geehrte Redaktion!

Der soeben verstorbene Wissenschaftler für Internationales Recht, Professor Dr. Walter Schücking, war, bevor er nach Haag an den Permanenten Gerichtshof übersiedelte, an der Universität Kiel tätig. Ihm unterstand in Kiel auch das Institut für Seewirtschaft und Weltverkehr, in dessen Rahmen auf seine Veranlassung hin vor Studenten und geladenen Gästen einmal Martin Buber über „Judentum“ und an einem anderen Abend Kurt Blumenfeld über „Palästina“ referierten.

Aus dem Vortrag Blumenfelds hob Prof. Schücking in seinem Schlußwort insbesondere die Tatsache der Wiederbelebung der hebräischen Sprache durch die Kinder in Palästina hervor und knüpfte daran den Vergleich aus

Unterlagen zurückfordern!

Chartottenburg, 2. September

Es erscheint mir sehr wünschenswert, auf folgendes hinzuweisen:

Alle diejenigen, die früher einmal Anträge auf Einbürgerung, Nichtausweisung gestellt haben, seien daran erinnert, daß es wichtig für ihr späteres Fortkommen ist, wenn sie sämtliche Unterlagen, die sie damals eingereicht haben, und die sie spä-

der Bibel von der Wiederbelebung des Kindes durch den Propheten Elischa (11. Buch der Könige, Kap. 4), daß also das Judentum messianischen Zeiten entgegengehe.

Mit größtem Interesse sei er den Ausführungen des geschätzten Redners gefolgt und er freue sich, daß die Juden wieder ins Land und das Land an die Juden zurückkehre. Nur müßten alle Juden der Welt und insbesondere die Juden Deutschlands das erkennen, was er vom Standpunkt des internationalen Rechts sagen kann: daß die Juden ein Anrecht auf Palästina haben.

Ich will gestehen, daß ich erst zum Schluß erfuhr, daß der Mann, der solche Worte gesprochen hatte, kein Geringerer als Prof. Dr. Schücking war.

Bewirkt Schalom!

Heschek Winzelberg

ter für überflüssig hielten, von den Behörden und Anwälten zurückfordern. Denn diese Urkunden, Zeugnisse und Empfehlungsschreiben können nach der Ausbürgerung von größerer Bedeutung werden. Wer diese Belege nicht zurückverlangt, muß damit rechnen, daß die Urkunden in absehbarer Zeit vernichtet werden.

Hochachtungsvoll

Dr. A. Karger

„Mit ruhigem Herzen können wir morgen nach Hause fahren.“

„Der Freitag ist der beste Tag der Woche. Wir fahren, die Kinder zu sehen“ — macht einer der Junggesellen eine Anspielung. Denn die Unverheirateten pflegen die Väter zu sticheln.

Die Steinhauer machen sich auf den Weg zum Lager mit schwerem Schritt und Verlangen nach Ruhe.

„Wenn jede Woche so ein Einsturz wäre, würden wir reich werden.“

Gegenüber der mit Mondlicht überfluteten Chaussee tauchen bereits die Lichter des Lagers auf. Die Steinhauer sind unwillkürlich vom Mondglanze des Oedlands gebannt, hören zu sprechen auf und jeder geht mit seinen stillen Gedanken einher. Jizchak denkt an seinen Sohn Dawid, der bereits dreizehn Jahre alt ist. Jizchak war immer zu müde, um dem Kind Beachtung zu schenken, aber Channa fragte oft, welchen Weg sie für Dawid wählen sollten. Zwar machte Jizchak eine Handbewegung, als ob er sagen wollte: wenn er groß sein wird, wird er selbst seinen Weg finden. Und nun ist er wirklich herangewachsen, flink, mit hellem Kopfe und eigenem Willen; er will zum Werke gehen. In den ersten Tagen lachte Jizchak, dachte, es sei der unsinnige Gedanke eines Kindes, aber Dawid setzte ihm jedesmal, wenn er nach Hause kam, weiter zu, er möge ihn mit sich ins Werk nehmen. Und als er eines Tages mit Jizchak ins Werk gekommen war, wurde er nicht satt, die Maschinen und die Bewegung zu beobachten. Die Steinhauer lobten den Knaben vor Jizchak und prophezeiten ihm, er werde ein vorzüglicher Mechaniker werden. Ein Ingenieur werde er werden. Jizchak lachte und sagte: „Wenn er nur ein ehrlicher Arbeitsmann wird wie ich!“

Seitdem ruhte der Knabe nicht mehr und bat seinen Vater, er möchte ihn im Werk lassen. „Ich werde bei den Mechanikern helfen“, wandte er hartnäckig ein.

Anfangs fiel es auch Jizchak schwer, sich die Sache vorzustellen; und Channa war dagegen, denn sie fürchtete für die Gesundheit des Knaben. Aber der Knabe bestand darauf, und Jizchak beschloß, bei der Leitung des Werkes ein Gesuch einzureichen. Einige Tage darauf wurde er zu Ingenieur Agar gerufen. Jizchak bereute die ganze Angelegenheit. Mit verlegenem Gesicht ging er dann zum „Alten“ hinauf, erzählte

die Dinge, wie sie waren: die Seele des Knaben hängt an dem Werk. Der „Alte“ klopfte ihm auf die Schulter, bot ihm auch einen Stuhl zum Sitzen an und sagte: „Hör auf den Knaben. Manchmal wissen sie besser, was sie wollen, als die Großen.“ Er sagte ihm auch, daß es gerade einen passenden Platz für einen Lehrjungen im Maschinenraum gebe. „Wenn er fleißig ist, wird er viel lernen. Das Werk braucht immer Leute, die mit der Maschine groß geworden sind.“ Wenn Jizchak sich an die Worte erinnert, lächelt er, denn der Knabe wird sich vor Freude nicht auskennen. Auch Channa wird schließlich zustimmen. Morgen, wenn er nach Hause kommt, wird er es ihnen mitteilen.

„Gestern hat mich der ‚Alte‘ rufen lassen“ — erzählt Jizchak den Steinhauern — „und sagte, ich solle den Knaben im Maschinenraum helfen lassen.“

Die Steinhauer jubeln zu Ehren Jizchaks, der bereits eine zweite Generation für das Werk gestellt hat.

„Besser, er lernt hier die Arbeit als anderswo“ — erwidert Jizchak mit verhaltener Genugtuung.

„Wenn die Kinder auch ein Arbeitsleben wie wir führen müßten, dann wären sie besser nicht geboren“ — denkt ein zweiter Steinhauer laut.

„Ihr müßt zu den Schabbaten weniger nach Hause fahren . . .“ — hänseln die Junggesellen.

Sie nähern sich immer mehr dem Lager und ihr Denken ist einfach und ungeteilt: die Arbeit der Woche liegt bereits hinter ihnen und morgen — Haus, Frau und Kinder. Ihr Schritt ist schwer, sie wissen, daß auch das Geld, das sie verdient haben, „schweres“ Geld ist.

„Gesegnete Nacht!“ — erwidert ihnen Raschid, der zusammengekauert auf der Anhöhe neben der Chaussee sitzt, während seine Stute neben ihm steht. Auch als die Steinhauer vorübergehen, bleibt Raschid sitzen. Der Mond, mit den ihm umkränzenden Glanzwolken spiegelt sich im Wasserkanal, der von Felsenstufe zu Felsenstufe abfällt. Die Sträucher des Gestrüpps beschatten schweigsam den Fluß. Jäh abfallende schwarze Steinmauern, Felsen, Klüfte, Vorsprünge.

Mondglanz ist über das Oedland ausgebreitet, über die Windungen des Flusses und seine weiß schimmernden Wasserfälle.

(Fortsetzung folgt)